

Die Weisker Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und wird am Spätnachmittag ausgegeben. Preis vierteljährlich 1 M. 80 Pf., zweimonatlich 1 M. 20 Pf., einmonatlich 60 Pf. Einzelne Nummern 10 Pf. Alle Postanstalten, Postboten, sowie unsere Ausleger nehmen Bestellungen an.

Weisker-Zeitung

Tageszeitung und Anzeiger für Dippoldiswalde, Schmiedeberg u. U.

Amtsblatt für die Königliche Amtshauptmannschaft, das Königliche Amtsgericht und den Stadtrat zu Dippoldiswalde.

Mit achtseitigem „Illustrierten Unterhaltungsblatt“ und täglicher Unterhaltungsbeilage.

Für die Aufnahme eines Inserats an bestimmter Stelle und an bestimmten Tagen wird keine Garantie übernommen.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Jehne. — Druck und Verlag von Carl Jehne in Dippoldiswalde.

Inserate werden mit 20 Pf., solche aus unserer Amtshauptmannschaft mit 15 Pf. die Spaltzeile oder deren Raum berechnet. Bekanntmachungen auf der ersten Seite (mit von Behörden) die zweigespaltene Zeile 40 bez. 35 Pf. — Tabellarische und komplizierte Inserate mit entsprechendem Aufschlag. — Eingekauft, in reaktionellen Teile, die Spaltzeile 50 Pf.

Nr. 38

Donnerstag den 15. Februar 1917 abends

83. Jahrgang

Nach einer Mitteilung des Königlichen Landesstallamts zu Moritzburg werden die diesjährigen Stutenmusterungen und Fohlenchauen und die darauffolgenden Fohlen- und Stutenprämierungen für das Zuchtgebiet Dippoldiswalde in

Dippoldiswalde am 3. April 1917 vormittags 9 Uhr mit Prämierung der 3- und 4jährigen selbstgezogenen Stuten und der älteren Zuchtstuten mit mindestens 3 Nachkommen, für das Zuchtgebiet Copitz in

Copitz am 31. März 1917 vormittags 9 Uhr mit Prämierung der 1- und 2jährigen Fohlen, für das Zuchtgebiet Kesselsdorf in

Kesselsdorf am 30. März 1917 vormittags 9 Uhr mit Prämierung der 1- und 2jährigen Fohlen und für das Zuchtgebiet Mönchenfrei in

Mönchenfrei am 2. April 1917 vormittags 9 Uhr mit Prämierung der 3- und 4jährigen selbstgezogenen Stuten und der unter Zuchtbedingungen erlaufenen Zuchtstuten stattfinden.

Die Herren Bürgermeister und Gemeindevorstände werden veranlaßt, die Pferdebesitzer ihres Ortes von der Abhaltung der Stutenmusterungen und Fohlenchauen in ordentlicher Weise in Kenntnis zu setzen.

Gleichzeitig wird darauf aufmerksam gemacht, daß für alle nicht im Zuchtbuch eingetragene Stuten ein um 3 Mark erhöhtes Dedgeld zu zahlen ist und ebenso für eingetragene Zuchtstuten, sobald ihre nachzuweisenden Nachkommen im ersten oder zweiten Jahre bei den Fohlenchauen nicht vorgestellt werden. Diejenigen Züchter also, deren Stuten nicht im Zuchtbuch eingetragen sind, die sich aber fernerweit das bisherige niedrigere Dedgeld sichern wollen, müssen ihre Stuten bei der nächsten Stutenmusterung

zur Eintragung ins Zuchtbuch vorstellen und ihre Nachkommen zur Fohlenchau bringen.

Eine Anmeldung der Fohlen oder Stuten zur Schau hat nur stattzufinden, wenn für die in Frage kommenden Tiere Prämierungen angesagt sind und sie hierbei in Wettbewerb treten sollen. In diesem Falle muß die Anmeldung auf einem bei jeder Behältnisstation zu entnehmenden Formulare bis zum 15. März d. J. an diejenigen Behältnisstationen erfolgen, wo die Tiere zur Prämierung vorgeführt werden sollen.

Ag. Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde, am 9. Februar 1917.

Haferaussaat.

Zufolge Verordnung des Landeslebensmittelamtes dürfen in Höhenlagen

a) über 350 m 5 Zentner

b) unter 350 m 4 Zentner

Hafer für das Hektar zur Aussaat verwendet werden.

Dippoldiswalde, am 13. Februar 1917.

Nr. 464 a Mob. II.

Der Kommunal-Verband.

Der Plan über die Errichtung einer oberirdischen Telegraphenlinie an der Staatsstraße von Frauenstein nach Moldau liegt beim Postamt Altenberg vom 16. ab vier Wochen aus.

Dresden A., den 12. Februar 1917.

Kaiserliche Oberpostdirektion.

Solales und Sächsisches.

Dippoldiswalde. Die Wärmewelle, die vor einigen Tagen über Deutschland zog, ist nicht von langem Bestand gewesen. Wohl hat die Kälte nicht in den früheren hohen Graden eingeseht, wohl zeigt das Thermometer tagsüber über Null, so daß es etwas lauer, dafür sinkt aber die Quecksilberläufe abends und nachts über wieder, so daß fast stets 5 bis 8° R Kälte zu verzeichnen sind. — Die Sonne erhebt sich glücklicherweise alltäglich mehr über den Horizont und gewinnt immer mehr an Macht, so daß die Tage des Winters gezählt sein werden.

— Mittlere Niederschlagsmengen (mm oder l auf den qm) und deren Abweichungen von den Normalwerten in den uns benachbarten Flussgebieten, 1. Dekade Februar 1917: Vereinigte Weisker: beob. 2, norm. 9, Abwsg. — 7; Wilde Weisker: beob. 2, norm. 13, Abwsg. — 11; Rote Weisker: beob. 2, norm. 13, Abwsg. — 11; Müglitz: beob. 2, norm. 13, Abwsg. — 11.

— Keine Begnadigung wegen Wuchers. Die „Deutsche Parlaments-Correspondenz“ berichtet: An die Justizbehörden der Bundesstaaten gelangen zahlreiche Gesuche von Personen, die wegen Wuchers rechtskräftig verurteilt worden sind, um Erwirkung des Straferlasses oder der Umwandlung von Freiheitsstrafen in Geldstrafen im Wege eines Gnadenaktes. Diese Gesuche werden von allen Justizbehörden ausnahmslos abgelehnt, da bei Bestrafung wegen Wuchers Begnadigungen grundsätzlich nicht erfolgen. Diese Handhabung ist der allgemeinen Zustimmung sicher.

Waxen. Wiederum forderte der Krieg ein Glied aus unserer Gemeinde. Am 27. Februar erlitt im Alter von 27 Jahren durch Schrotwund die Brust der im Inf.-Reg. Nr. 102, 8. Komp., dienende Soldat Oskar Löwe von hier den Heldentod. Am 9. Februar wurde er unter militärischen Ehren auf einem Soldatenfriedhof beigelegt. Ehre seinem Andenken!

— Wegen Mangels an Heizmaterial wird an hiesiger Schule der Unterricht vom vorigen Montag bis nächsten Sonnabend ausgesetzt.

Dresden. In Sachen der Besitztümerklärung, deren Frist bekanntlich heute Donnerstag abließ, hat die Handelskammer Dresden das sächsische Finanzministerium ersucht, von der Ausnahmebestimmung, die Frist auf Antrag bis 31. Mai zu verlängern, weitgehend Gebrauch zu machen, da infolge des Personalmangels der Inventurabschluss in diesem Jahre sehr verzögert worden ist. Insbesondere möchte angesichts der ohnehin schon sehr schwierigen Lage in den meisten Geschäften davon abgesehen werden, von den Antragstellern eingehende Begründungen zu verlangen oder über die Notwendigkeit der Fristverlängerung weilschweilige Erörterungen anzustellen.

Pirna. Die Kohlennot hat den hiesigen Rat zu energischen Maßnahmen veranlaßt, um eine tunlichst gleichmäßige Verteilung der vorhandenen Bestände an Heizmaterial zu ermöglichen. Den Kohlenhandlungen ist aufgegeben, die Abgabe von Heizstoffen in größeren Mengen an einzelne Haushaltungen unbedingt zu unterlassen. Die Stadtkirche, die fortan ungeheizt bleibt, hat ihren

Chrentafel
für deutsche Tapferkeit und Treue.

Aus der Verleihliste Nr. 385 der Königl. Sächs. Armee.

Bellmann, Max, Bzfeldw., Nassau, erneut I. v.
Dittich, Alfred, Postend., bish. verm., i. Gsgsch.
Geißler, Paul, Gestr., Brehschendorf f.
Hille, Bruno, Ruppendorf, I. v.
Hode, Kurt, Dippoldiswalde, bish. verm., i. Gsgsch.
Lohs, Theodor, Reinholdshain, I. v.
Martin, Paul Hugo, Wilmsdorf (nicht Postendorf),
bish. verm., gerichtl. für tot erklärt.
Köllig, Kurt, Reinhardtgrimm, bisher verm.,
i. Gsgsch.

Köhler, Karl, Kreischa, im Ref.-Baz. Pirna f.
Langheim, Ernst, Kreischa f.
Löwe, Oskar, Waxen f.

Kohlenvorrat an Bedürftige abgegeben. — In den Fabriken des Müglitztales hat infolge des Kohlenmangels der Betrieb ganz oder teilweise eingestellt werden müssen.

Commissär. In Zschain hat ein etwa 30 Jahre alter, gut gekleideter Mann eine Gutbesitzerin, deren Mann zum Heere eingezogen ist, um etwa 70 Mark geprellt. Er gab an, ihr im Auftrage der Militärbehörde mitteilen zu können, daß ihr Mann vom Militär entlassen werde. Dabei legte er ein dementsprechendes Schriftstück vor, das die Frau unterzeichnen mußte.

Böhmergen bei Rohwin. Zwei schon mit Zuchthaus bestrafte hiesige Fabrikarbeiter, die verheiratet sind und zur Zeit in Reichendach arbeiten, stahlen ihren Arbeitsherrn fast einen Zentner Trikotgewaren. Sie wurden hier verhaftet und nach dem Amtsgerichtsgefängnis zu Rohwin gebracht.

Leipzig. Der Rat unserer Stadt hat angeordnet, daß künftig sämtliche Knochen, rohe wie ausgetochte, die in Haushaltungen, Gastwirtschaften usw. abfallen, gegen Verunreinigung und Verderben geschützt aufzubewahren und an Fleischereibetriebe abzuliefern sind. Diese vergüten für jedes Pfund Knochen 3 Pf. und liefern sie an die städtische Talgschmelze ab, wo sie zur Fettgewinnung verarbeitet werden.

— In den nächsten Tagen gibt die Stadt Gutscheine für den städtischen Rassenverkehr aus, die den Zweck haben, den Mangel an Kleingeld zu beheben. Es sollen zwei Millionen Stück Fünftausendmarkscheine ausgegeben werden, insgesamt also für eine Million Mark. Die Scheine werden an allen städtischen Kassen angenommen.

Chemnitz. Ein hiesiger, 58 Jahre alter Hausbesitzer hatte, um die eingefrorene Abortanlage aufzutauen, einen Eimer mit brennenden Holzkohlen aufgestellt. Nachts beim Nachsehen, ob die Kohlen noch brannten, wurde er von den Gasen betäubt und später am Boden liegend aufgefunden. Beim Fall waren seine Kleider dem Feuer zu nahe gekommen und in Brand geraten. Mit schweren Brandwunden wurde der Unglückliche ins städtische Krankenhaus übergeführt, wo er verstarb.

Schwarzenberg. Die Förderung des Obst- und Gartenbaues im Erzgebirge ließ sich der Bezirksobstbauverein Schwarzenberg, dem 354 Einzel- und 28 körperschaftliche Mitglieder angehören und dessen Vorsitz Herr Amtshauptmann Dr. Wimmer führt, im dritten Kriegsjahre angelegen sein. Zu den schon bestehenden Mutterobstgärten und großen Obstbaumanlagen in Schwarzenberg, Lauter, Rittersgrün, Aue, Zelle, Querhammer kam im Vorjahr eine neue Anlage in Schindlers Blaufarbenwerk bei Bodau, und in Oberstänggrün wurden 1200 Obstbäume neu angepflanzt. Außer in drei Obstverwertungslehrgängen wurden in Versammlungen unter anderen Belehrungen auch Anweisungen für die Kriegsernährung geboten. Dem Bezirksobstbauverein unterstehen 16 Baumwärdner und weitere Gemeindegewärdner sollen in der Obstbaupflege ausgebildet werden.

Plauen i. B. Mitte dieses Monats soll in hiesiger Stadt die Eröffnung von 2 Soldatenheimen stattfinden, die vom Freiwilligen Wohlfahrtsausschuß errichtet werden.

Oelsch. Die „Kunst“ bei Schönbrunn, ein ehemals ertragreiches Zinnbergwerk und bis in die jüngste Zeit als Eisenbergwerk von großer Ergiebigkeit, wird jetzt vorwiegend zum Abbau der dort befindlichen reichen Flussspatlager benützt. Die Glasfabriken haben zurzeit außerordentlich starken Bedarf an Flussspat. Der vogtländische Eisenstein, der in der Königin Marienhütte zu Gainsdorf und in der Gußstahlfabrik Döhlen in der Hauptsache zu Schiffs-panzerplatten verarbeitet wird, ist sehr geschätzt; er wird außer bei Schönbrunn auch bei Börmitz im nahen Reichenlande bergmännisch gewonnen.

Zittau. Der im Kriege gefallene Leutnant Haensel, ein Sohn des hiesigen Justizrats Dr. Haensel, hat dem hiesigen Gymnasium 5000 M. vermacht, deren Zinsen zu Beihilfen bei Ausflügen an bedürftige Schüler der drei oberen Klassen Verwendung finden sollen. Weiter hat er der Stadt 10000 M. vermacht und deren Zinserträge für Hinterbliebene von Kriegsteilnehmern, die im Felde gefallen sind, bestimmt.

Zittau. Seinen Verletzungen erlegen ist im städtischen Krankenhause nun auch der 2. der bei dem Glebeleinwurf des Kaufhauses verunglückten beiden Maurer, der Hausbesitzer Karl Runge aus Bertsdorf bei Zittau.

Kirchen-Nachrichten.

Donnerstag den 15. Februar 1917.

Reinhardtgrimm. Abends 7 Uhr Kriegsgottesdienste.

Saubere Visitenkarten liefert Carl Jehne.

Aus der Zeitung erfährt auch Maria babon, die mit Angewandtheit betraut war, mühte anfangs sehr viel Spott, daß Sie zu denen gehören, die an meine absolute Schuld...

Beste Nachrichten.

Erhöhung des italienischen Seeresbudgets.

Rugano, 14. Februar. Die „Gazzetta Ufficiale“ verkündet eine Erhöhung des Seeresbudgets für das laufende Jahr um 550 Millionen und des Marinebudgets um 50 Millionen.

Beschlagnahme der fremden Schiffsbauten in amerikanischen Werften.

Christiana, 14. Februar. Aus New York kommt die Meldung, daß dem Kongress der Vorschlag gemacht wurde, die gesamte für ausländische Rechnung bestellte neue Tonnage auf amerikanischen Werften zu beschlagnahmen. Der Vorschlag lautet: Amerikanische Neubauten für nicht-amerikanische Rechnung dürfen nicht einer fremden Flagge zugeführt werden. Nichtamerikanische Reeder sind verboten, amerikanische Neubauten unter amerikanischer Flagge fahren zu lassen. Für die beschlagnahmte Tonnage soll eine Entschädigung unter Berücksichtigung des vollen Marktpreises gezahlt werden. Für norwegische Rechnung befinden sich Neubauten für insgesamt 600 Millionen Kronen auf amerikanischen Werften.

Aufstand auf Kuba.

Amsterdam, 14. Februar. Nach Meldungen aus New York gab das Ministerium des Aeußern in Washington gestern bekannt, daß auf Kuba ein Aufstand ausgebrochen sei. Ein von dort eingegangenes Telegramm besage, daß die Rebellen in der Provinz Manzanillo von den Regierungstruppen in die Flucht geschlagen worden seien. Die Vereinigten Staaten haben der kubanischen Regierung 5000 Gewehre und Munition angeboten.

Die Portugiesen sind da.

Die „Neue Zürcher Zeitung“ erzählt aus Mailand: Am 3. Februar sind, wie „Popolo d'Italia“ meldet, in Balise die ersten portugiesischen Truppen gelandet worden, um auf der englisch-französischen Front zu kämpfen. Weitere Truppenabteilungen sollen demnächst eintreffen. Nun muß ja die Offensive der Entente glücken!

Entladung

in einer englischen Geschloßfabrik.

London, 13. Februar. Das Geschloßministerium teilt mit, daß sich in einer Geschloßfabrik in Yorkshire eine Entladung ereignet habe. Die Zahl der Opfer sei noch nicht bekannt. Man glaubt aber, daß alle Personen getötet wurden. In der Nachbarschaft sei einiger Schaden angerichtet worden.

Die neuen Steuern.

Wie die „Kölnische Volkszeitung“ aus parlamentarischen Kreisen erfährt, werden dem Reichstag zur Deckung der Zinsschuld drei Finanzvorlagen zugehen, deren Ertrag auf 1200 Millionen Mark berechnet werden. Es soll eine nach dem Wert der zu fördernden Kohle abgestufte Förderabgabe pro Tonne Kohlen erhoben werden, ferner soll eine Verkehrsabgabe und ein Zuschlag von zwanzig Prozent zur Kriegsgewinnsteuer erhoben werden.

Genauere Kontrolle der Ausfuhr aus England.

Haag, 15. Februar. Reuter meldet aus London: Die „Times“ schreiben: Es wird jetzt eine genauere Kontrolle über die Vorräte ausgeübt, die die neutralen Schiffe in englischen Häfen an Bord nehmen. Diese Kontrolle wird sehr ausgedehnt und ganz allgemein sein.

Zwei Millionen Tonnen Laderaum in Amerika im Bau.

Haag, 14. Februar. Reuter meldet aus Washington: In den Vereinigten Staaten befinden sich gegenwärtig 628 Schiffe mit einem Gesamttonnagegehalt von 2 098 781 Tonnen im Bau.

Der Aufstand in Kuba.

New York, 15. Februar. Die Revolution in Kuba ist erster als angenommen wurde. Verschiedene Offiziere der Regierungsarmee haben sich dem Aufstand angeschlossen.

Aus Deutsch-Ostafrika nach Europa in zwei Jahren.

Berlin, 15. Februar. Der Missionar Johannsen, der mit seiner Frau und drei unmündigen Kindern von den Belgiern durch ganz Mittelafrika geschleppt wurde, von seiner Station Ruanda über Stanleyville am Kongo nach Boma am Atlantischen Ozean, telegraphiert, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt, seiner Missionsleitung, daß er im Gefangenlager Santos bei Bordeaux gesund angekommen ist: „Zwei Jahre ohne Nachricht — erbitte Nachricht betreffend unserer Kinder“. Inzwischen ist ein Sohn als Offizier gefallen. Missionar Johannsens ist die erste deutsche Familie, die seit dem Kriege aus Deutsch-Ostafrika Europa erreicht hat. Die Auslieferung aus Frankreich wird betrieben.

Von einem U-Boot angehalten.

Amsterdam, 14. Februar. Der niederländische Dampfer „Aratatan“ wurde auf der Reise von Bergen nach Amulden von einem kleinen deutschen U-Boot angehalten. Eine Schale des „Aratatan“ wurde ausgelegt. Die Schiffs-papiere wurden untersucht und in Ordnung gefunden. Darauf konnte der Dampfer die Reise fortsetzen.

Wilson kommt zu spät.

Kopenhagen, 14. Februar. Der Pariser Korrespondent der „Nationaltidende“ hatte eine Unterredung mit einem hochstehenden französischen Diplomaten, der ungefähr folgendes ausführte: Es ist natürlich, daß Wilson für seine Politik eine Stütze bei anderen neutralen Staaten suchte; aber es kommt mir vor, daß dieser Versuch zu spät unter-

nommen wurde, um glückliche Folgen zu haben, und wenn die schwedische Note mit einem gewissen Mut diesen Gesichtspunkt geltend macht, so hat sie nicht ganz unrecht.

Vergebliche Bemühungen

zur Hebung des italienischen Kohlenmarktes.

Rugano, 14. Februar. Nach einem Bericht des Handelsblattes „Sole“ vom Genuer Kohlenmarkt hat die Erhöhung der englischen Maximalfrachten keineswegs größere Zufuhren herbeigeführt. Der Privathandel hat sich infolge der wachsenden Einmischung der Regierung ganz zurückgezogen, und die schwedenden Verhandlungen über amerikanische Kohlenläufe wurden abgebrochen.

Ein englischer Eingriff in schwedische Eigentumsrechte.

Stockholm, 15. Februar. „Svenska Dagbladet“ meldet, daß 3 schwedische in England festgehaltene Dampfer von den englischen Behörden gezwungen werden, ihre Ladung zu löschen. Diese besteht insgesamt aus 14 000 Tonnen Chlorsalpeter. Der englische Eingriff bedeutet nach einer Äußerung des Landwirtschaftsbundes eine schwere Schädigung für die schwedische Landwirtschaft.

Einschränkung des holländischen Kohlenverbrauchs um 75 Prozent.

Haag, 15. Februar. Infolge der andauernden Schwierigkeiten in der Kohlenzufuhr hat sich die niederländische Regierung veranlaßt gesehen, den Kohlenverbrauch in allen industriellen Betrieben vom 15. Februar ab um 75% des nun entsprechenden Zeitraum des Jahres 1916 verbrauchten Kohlenquantums zu beschränken.

Wettervorhersage.

Weist heiter und trocken, kälter.

Scherz und Ernst.

ff. „Brotkarte der öffentlichen Meinung.“ Wieviel wird nicht heute geredet, verhandelt, geschimpft über die Zensur. Aber trotz aller Gegnerschaft ist die Sache nicht totzukriegen und noch viel weniger das Wort. Es ist ja auch zu ehrwürdig, weil es so uralt ist. Sein Ansehen ist unerschütterlich, denn es stammt aus dem heiligen Latein. Bill ein Abgeordneter durch einen guten Schluss seiner Rede Wucht und Wirkung geben, dann schleudert er ein ceterum censeo in den Saal. Das censeo d. h. ich meine, urteile, prüfe, bewerte, bezeichne usw. ist nämlich die Stammutter der großen Wortfamilie, zu der Zensur, Zensur, Zensur, Zensit, zensual, zensurabel gehören. Diese Abkömmlinge sind nach und nach ausgestorben. Nur die Alten kennen noch aus ihrer Schulzeit den Zensur, der mit der Würde des hohen Sittenbeamten aus der Römerzeit in den Pausen auf dem Lehrerpult stand und jeden, der wie Mag und Moritz die heilige Klassenordnung stören wollte, mit tugendfamer Miene an die Tafel kreidete. Aus der amtlichen Schulsprache ist Zensur verschwunden, und in der Umgangssprache weicht es immer mehr vor dem Zeugnis zurück. Der Zensit hat sich in den Steuerpflichtigen verwandelt. Aber trotz des gesunden Erieses unserer Sprache, diese Eindringlinge auszustoßen, faßt das Wort Zensur immer fester Wurzel, als ob es für unsere Kriegsführung unentbehrlich wäre. Selbst das Gelächter über die häßlichen Spielarten zensuriert, Zensurkommission hat ihm noch nicht den Rest geben können. Aber haben wir nicht das schöne Wort prüfen? Schon lange erscheint es auf Briefen, und Druck-sachen in der amtlichen Form überprüft. Die Ableitung Prüfung braucht jedermann, wenn er von der Preis-, Nahrungs-, Rohstoffprüfungsstelle spricht. Sehen wir auf die Kürze, den Klang und den Tonfall, auf die Abwandlung, Biegung und Zusammensetzung, so ist das deutsche Wort dem fremden allemal überlegen. Darum schlägt der deutsche Sprachverein vor, zu sagen, Prüfung für Zensur das deckt zwar den Begriff nicht ganz, aber man versteht es noch immer eher als den vorgeschlagenen Ersatz „Brotkarte der öffentlichen Meinung.“

ff. **Altes Sonntagsgebet siegreicher Truppen.** Der erste christliche Kaiser, Konstantin der Große, gestorben im Jahre 337, ließ jeweils am Sonntag auf freiem Felde feierlich und gemeinsam von den Heeresabteilungen, die nicht am Gottesdienst in der Kirche teilnehmen konnten, das nachstehende Gebet verrichten:

„Dich kennen und ehren wir als unsern alleinigen Gott. In Dir erkennen und ehren wir unsern höchsten Herrn und Lenker. In Dir schreien wir auf, denn Du bist unser Helfer und Hort. Durch Dich tragen wir die Siege davon; durch Dich stehen wir in Obmacht vor geworfenen Feinden. Dir bekunden wir feierlich Dank für die gewährten Wohltaten. Und Dir vertrauen, erhoffen wir künftiges Glück. In Deinen Schutz begeben wir uns allemal; Dir nahen wir und stehen inständig mit erhobenen Händen: Schirme mit Deiner ewigwachen Obhut unsern Kaiser und mit ihm sein erhabenes Herrscherhaus. Erhalte ihn uns noch lange Jahre am Leben und in siegesreichem Walten!“

Dieses Gebet in seiner Schlichtheit und Innigkeit, das vor 16 Jahrhunderten den kämpfenden Truppen ein Quell der Stärkung, Erbauung und Erhebung war, offenbart uns die Ewigkeitswerte christlichen Glaubens und verdient auch heute Eingang bei den Truppen an unseren Kampffronten und in den Gemeinden über Heimat.

Die Seitenhelt.

„Fräulein Hilde ist die sonderbarste Dame, die ich kenne.“

„Wieso?“

„Denn sie nichts zu sagen weiß, redet sie auch.“

Der musikalische Schmunzeln.

Schmidhuber, Ihr Säbel ist ja ganz rostig. Glauben Sie vielleicht, bei uns wird „Kavalleria Rusticana“ gespielt?“

△ **Suppen statt Kaffee** schlägt jemand in einem Berliner Blatte vor. „Wir hatten im Frieden einen Jahresverbrauch von weit über 100 000 Tonnen an geröstetem Kaffee und verbrauchten an Kaffeeersatzmitteln etwa 220 000 Tonnen. Da die Kaffeezufuhr im Kriege ausfällt, ist der Bedarf an Ersatzmitteln natürlich bedeutend größer geworden. Infolge des Fehlens von Schokolade, Kakao, Tee und Milch hat der Verbrauch von Kaffee in den Großstädten stark zugenommen, so daß zurzeit etwa 60 Prozent mehr gebraucht werden als im Frieden. Es wäre wünschenswert, wenn die Großstadtbevölkerung sich in der Zeit des Kaffeeersatzmangels etwas mehr mit Suppen behelfen wollte als bisher. Hauptächlich für die Kinder wäre gewiß eine warme Suppe zum Frühstück besser angebracht, als das Gebraue eines Kaffeeersatzes.“ — Ein „Behelfen“ mit Suppen ist die Beseitigung des Kaffees oder Kaffeeersatzes doch wahrlich nicht. Der Jugend wäre es doch sehr vorteilhaft, wenn sie von den Koffein-Bitt verschont bliebe, und es wäre für die Volksgesundheit sicher von hoher Bedeutung, wenn die 20 000 Tonnen Gerste anstatt als „Kaffee-Ersatz“ in Gestalt von Suppen genossen werden würden.

△ **Gefrorene Kartoffeln.** Gefrorene Kartoffeln dürfen nicht in den Abfall geworfen werden; sie können dadurch wieder genießbar gemacht werden, daß man sie einige Stunden in kaltes Wasser legt. Die Kartoffeln verlieren dadurch ihren süßlichen Geschmack und werden genießbar. Sie müssen aber dann sofort verbraucht werden. —

△ **Eingefrorene Kofsetts und Wasserleitungen.** Einen guten Rat, um Frostschäden an Kofsett- und Wasserleitungsanlagen zu verhüten oder zu beseitigen, gibt die „Fuldaer Zeitung“: Man lege nie, wenn nur irgend möglich, an Außenwänden eine Wasserleitung; muß dies geschehen, so bringe man zuvor einen schmalen gehobelten Holzstreifen mit sog. Holz-Diebeln an der Wand an. Das Wasserleitungsrohr ist jetzt, da vor der kalten Wand geschützt, auf der Seite mittels Blech- oder Zinkstreifen bequem zu befestigen. Bei der Legung der Wasserleitungsrohre wähle man das stärkste Gefälle, damit beim Entleeren und Abstellen der Leitung die Rohre rasch und gründlich entleert werden können. Leichte aus Kiefernholz hergestellte Vorfenster, die den Sommer über bequem weggenommen werden können, ersparen nicht nur in Wohnräumen bedeutendes Brennmaterial, sondern sind auch ein äußerst guter Schutz für die Abort- und Wasserleitungsanlagen. Das Schybon-Kofsett vergesse man nicht, besonders vor dem Schlafengehen, mit Bleifalz zu versehen.

John Bulls Brotkarte.

Wie sich die Hungerpreise entwickelt haben.

Das englische Arbeitsblatt „Labour Gazette“, ein amtliches Gegenstück unseres deutschen „Reichsarbeitsblattes“, bringt nach dem großen englischen Wirtschaftsfachblatt „Economist“ vom 20. 1. folgende Vergleichszahlen über die verhältnismäßige Steigerung der Preise gegenüber dem Stand bei Kriegsausbruch (Juli 1914):

	1. 1. 16.	1. 1. 17.
Frisches Rindfleisch a)	35 %	64 %
Frisches Rindfleisch b)	45	84
Gefrorenes Rindfleisch a)	47	85
Gefrorenes Rindfleisch b)	63	101
Frisches Hammelfleisch a)	28	59
Frisches Hammelfleisch b)	41	84
Gefrorenes Hammelfleisch a)	42	86
Gefrorenes Hammelfleisch b)	63	122
Speck	31	56
Fisch	97	131
Mehl	49	88
Brot	42	73
Tee	48	51
Zucker	93	170
Milch	29	67
Butter: frisch	34	73
Butter: gefalzen	32	71
Käse	32	75
Margarine	7	25
Eier	105	175
Kartoffeln	-5	122

Die allgemeine Steigerung berechnet das amtliche Blatt auf 45 Prozent zu Beginn 1916 und 87 Prozent zu Beginn 1917, wobei es den Durchschnitt der Ausgaben eines Arbeiterhaushaltes vor dem Kriege zugrunde legt. Berücksichtigt man aber inzwischen aus Sparmaßregeln eingetretene Verschleibungen in der Art des Verbrauches, nimmt man zum Beispiel einen Verzicht auf Eier, den Ersatz von Butter durch Margarine und nur die Hälfte des Verbrauchs von Fisch und Zucker an, so ergibt sich immer noch für Anfang 1917 eine allgemeine Steigerung um 45 Prozent. Die Steigerung der Gesamtkosten der Lebenshaltung einer Arbeiterfamilie berechnet das Arbeitsblatt auf 30 Prozent für Anfang 1916 und 60 Prozent für Anfang 1917.

Kein Wunder, daß es den Engländern da angeht die der Erfolge des U-Boot-Krieges grün und blau vor den Augen werden wird, zumal auch die

Brot-Getreideproduktion in England gefallen

ist. Die Ackerfläche für Weizen fiel von 1915 und 1916 um 12 Prozent, um 258 000 Acres, sehr viel Land wurde wegen Fehlens der Arbeitskräfte in Weiden umgewandelt. Die Zahl der nach England eingeführten Eier fiel von 2 1/2 Milliarden im Jahre vor dem Kriege auf nur 1/2 Milliarden im Kriege, 1916 nämlich.

Die Aussichten für den deutschen U-Boot-Krieg sind also so günstig wie möglich.

Der
U
nach
mittags
Front
Er
wurden
Bernich
Bis
und
Eig
Mittel
Front
Rei
In
hen
Ruffen
gehalten
und
Mafchin
Seeresg
Dän
Postenid
Im
zur
trotz
leb
W
Die
ten
Feld
naden
des
Bet
Front
in
gegründ
Riga
plus
31
Grad
Tafte
beg
vorzeitig
Fliegern
angauß
noch
hab
flüge
an
hat
neu
wichtigste
gramm
Def
Wie
(W.I.B.)
E
Truppe
Hierbei
fangene
Bei
Zwei
Minenge
griff
ber
Im
auch
gef
Gasgran
von
St.
füßlich
hat
sich
Tonale-
lichen
Kei
Der
Am
Gruppe
hundig
Korfu.
genfund
dorfahrge
erzielt.
Rein
In
verbands
um
Berr
Schwinds
Stellung:

Der deutsche Seelichtenbericht.

Großes Hauptquartier, den 14. Februar 1917.
(Amtlich.)

Westlicher Kriegshauptplatz.

Seeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

Auf dem Korufer der Ancre führte der Feind nach sehr heftiger Artillerievorbereitung und unter Einsatz starker Infanterie-Kräfte seine Angriffe fort. Vormittags griff er zweimal südlich von Serre an. Beide Angriffe wurden im Nahkampf abgewiesen, vor der Front sich festsetzende Teile durch Vorstoß mit der blanken Waffe abgewiesen.

Erkannte Bereitstellungen weiterer Verstärkungen nördlich und am Nachmittag auch südlich der Ancre wurden von unserer Artillerie unter wirkungsvoller Vernichtungsfener genommen.

Bis zur Sonne war auch in anderen Abschnitten und während der Nacht der Feuerkampf stark.

Seeresgruppe Kronprinz.

Eigene Erkundungsvorstöße im Bogen von St. Mihiel und am Westhang der Vogesen waren erfolgreich.

Ostlicher Kriegshauptplatz.

Front d. Generalldm. Prinz Leopold von Bayern.
Keine besonderen Ereignisse.

Front des Generaloberst Erzherzog Joseph.

Im Westkanal-Abchnitt erlangten unsere Truppen gestern neue Erfolge. Mehrere Stellungen der Russen wurden gestürmt und gegen heftige Gegenstöße gehalten. Die Gefangenenzahl hat sich auf 23 Offiziere und über 1200 Mann, die Beute auf 3 Geschütze, 12 Maschinengewehre und 6 Minenwerfer erhöht.

Seeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen.
Längs Sereth und Donau Artilleriefener und Postenschmähel.

Mazedonische Front.

Im Czerna-Bogen blieben Angriffe der Italiener zur Wiedernahme der Höhen östlich von Baralovo trotz lebhafter Feuerwirkung ohne jeden Erfolg.

Der Erste Generalquartiermeister.

Ludendorff.

Von 38 Grad Kälte auf 2 Grad Wärme.

Die fürchterliche Kälte an der Dünafont der zweiten Februarwoche hat an der ganzen Front gegen die Russen die Geschäftstätigkeit auf belanglose Kanonaden und Vorpostengeplänkel beschränkt. Eine Laine des Wetters hat gerade am nördlichen Flügel dieser Front in den letzten Tagen einen Umschwung herbeigeführt, der militärisch nicht ohne Bedeutung ist. Bei Riga stieg die Temperatur am 10. Februar plötzlich auf plus 2 Grad Celsius. Kurz vorher hatte sie noch minus 31 Grad betragen. Auf der Düna und an der Ostsee-Küste beginnt das Eis zu schmelzen. Diese bedeutende vorzeitige Temperaturveränderung wird vor allem den Fliegern willkommen sein, die in der letzten Zeit bei unangenehm kalter ihre Pflicht erfüllen mußten. Dennoch haben sie gerade jetzt viele wichtige Erkundungsfähigkeiten ausgeführt, und ein deutsches Tiefenflugzeug hat neulich auf dem Bahnhof Molebeano, eine der wichtigsten Nachschubstellen der Russen, 650 Kilogramm Bomben abgeworfen.

Oesterreichischer Kriegsbericht.

Wien, 13. Februar. Amtlich wird verlautbart.
(W.Z.B.)

Ostlicher Kriegshauptplatz.

Südlich der Boleputna-Strasse erkämpften unsere Truppen einen stark befestigten russischen Stützpunkt. Hierbei wurden 3 Offiziere und 168 Mann als Gefangene eingebracht und 3 Maschinengewehre erbeutet. Bei Jovahn am oberen Sereth sprengte der Feind ein Minengang und versuchte hierauf in zweimaligem Angriff vergeblich in unsere Stellungen einzudringen.

Italienischer Kriegshauptplatz.

Im Bippach-Tal hielt der lebhafteste Geschützkampf auch gestern an. Die Italiener versenkten zahlreiche Gasgranaten. Feindliche Angriffe aus dem Raume von St. Peter wurden abgewiesen. Die Anzahl der südlich der Coalba-Schlucht eingebrachten Gefangenen hat sich auf 3 Offiziere und 88 Mann erhöht. Am Lonale-Paß überfielen unsere Truppen einen feindlichen Stützpunkt und nahmen 23 Italiener gefangen.

Südöstlicher Kriegshauptplatz.

Keine Ereignisse.
Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes von Hofer, Feldmarschalleutnant.

Ereignisse zur See.

Am Nachmittag des 11. Februar unternahm eine Gruppe unserer Seeflugzeuge einen gelungenen Erkundungsflug nach Balona, Santi Quaranta und Korfu. Eine andere Gruppe hat in den frühen Morgenstunden des 12. militärische Objekte und Torpedofahrzeuge in Brindisi angegriffen und Bombentreffer erzielt. Alle Flugzeuge sind wohlbehalten eingerückt. Flottenkommando.

Keine Abschwächung des U-Boot-Krieges.

Keine Verhandlungen mit Amerika.
In recht durchsichtiger Absicht hatte die Dugendverbandspresse verkündet, Deutschland habe die Schweiz um Vermittlung mit Amerika ersucht. Diesen frechen Schwundel tritt W.Z.B. entgegen mit folgender Feststellung:

„Der deutschen Regierung war durch die Schweiz ein Telegramm des Schweizerischen Gesandten in Washington übermittelte worden, in dem der Gesandte sich erbot, falls Deutschland einverstanden sei, Verhandlungen mit der amerikanischen Regierung über die Sperrgebiet-Erklärung zu vermitteln. Weil dadurch die Gefahr eines Krieges zwischen Deutschland und Amerika verhindert werden könne.“

Die Schweizerische Regierung ist daraufhin gebeten worden, ihren Gesandten in Washington dahin zu verständigen, daß Deutschland nach wie vor zu Verhandlungen mit Amerika bereit sei, falls die Handelsperre gegen unsere Feinde, also nicht nur gegen unsere Feinde, also nicht nur gegen England, dadurch unberührt bliebe.

Wie sich von selbst versteht, hätte Deutschland sich auf derartige Verhandlungen nur unter der Bedingung einlassen können, daß zunächst die diplomatischen Beziehungen zwischen Amerika und uns wiederhergestellt worden wären. Als Gegenstand der Verhandlungen wären ferner lediglich gewisse Zugeständnisse auf dem Gebiete des amerikanischen Personenverkehrs in Betracht gekommen. Die durch den unbeschränkten U-Bootkrieg über unsere Feinde verhängte Sperre der überseeischen Zufuhr würde mithin, selbst wenn die diplomatischen Beziehungen mit Amerika wiederhergestellt worden wären, unter keinen Umständen irgendwie gelockert worden sein. In der Antwort an den Schweizerischen Gesandten in Washington ist dies ja auch mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck gekommen. Wie schon wiederholt, auch von amtlicher Stelle, erklärt worden ist, gibt es in der entschlossenen Durchführung unseres U-Boot-Krieges gegen die gesamte überseeische Zufuhr unserer Feinde für uns kein Zurück.“

Dänische Versuchstarnikel.

Nachdem Amerika es gewagt hat, die Schiffe „Orleans“ und „Rochester“ als Versuchstarnikel in das Sperrgebiet zu senden, soll auch von Dänemark aus ein solcher Versuch gewagt werden.

„Politiken“ haben die Verhandlungen zwischen den landwirtschaftlichen Exportvereinigungen und der Vereinigten Dampfschiffahrtsgesellschaft gestern zu dem Ergebnis geführt, daß die großen Mengen von Schweinefleisch und Butter, die seit der deutschen Seesperre für England in Kopenhagen und Aarhus aufgespeichert wurden, nun in drei Dampfern verladen werden sollen, die sich darauf beizügig zur Abreise bereit zu halten haben.

U-Bootangriff aufs Festland.

Das französische Marineministerium gibt bekannt: Gestern, am 12. Februar, um 5 Uhr nachmittags, tauchte nahe der Abdourmündung ein feindliches Unterseeboot auf, und gab sechs Kanonenschüsse auf die Küste ab. Die Küstengeschütze eröffneten sofort das Feuer auf das feindliche Fahrzeug, das, von unseren Artilleristen mit dem ersten Schuß getroffen, schnell tauchte. Fünf Personen sind verunglückt, eine davon schwer. Die Sachschäden sind unbedeutend.

Der Abdour ist ein südfrensischer Fluß, der in den Pyrenäen entspringt und bei Wagonne ins Meer mündet. Wagonne ist Festung ersten Ranges und Kriegshafen, zählt 28 000 Einwohner.

Die französische Meldung muß den Erfolg des letzten U-Boot-Angriffes selbst zugeben, die Behauptung, daß das U-Boot getroffen wurde, ist wohl nur eine Bemäntelung des Zugeständnisses, daß es nach gelungenem Ueberfall tauchte und entkam.

Die Herrschaften im Dugendverband werden daraus ersehen, daß ihrer noch mancherlei Ueberraschungen warten können.

Gemischte Gefühle.

Das liberale „Daily Chronicle“ schreibt im Anschluß an die Erklärung des Schatzkanzlers Bonar Law: „Es wird nach dem Kriege Pflicht eines jeden Engländers sein, sparsamer und einfacher zu leben und mehr zu arbeiten. Wir müssen solche Friedensbedingungen stellen, daß sie uns jegliche Lasten aus dem Kriege, den wir nicht gewünscht und nicht verursacht haben, ersparen. Wir haben den Krieg gewiß nicht angefangen, um etwas zu erhalten, aber wir können uns jetzt auch nicht mehr leisten, mit leeren Händen daraus hervorzugehen.“

Wenn die Engländer auch nur die kleinste Aussicht hätten, etwas mit diesem Kriege zu erreichen, dann würden sie sicher nicht von Sparsamkeit reden.

Dänische Versuchsschiffe.

Die Einstellung der dänischen Landwirtschaftsausfuhr bedeutet einen täglichen Ausfall von 1 Million Kronen. Infolgedessen liegen bis jetzt für 10 bis 12 Millionen landwirtschaftliche Produkte in Dänemark aufgeschapelt. Freilich könnten die Dänen diese Waren gerade so gut in Deutschland verwerten.

Der Krieg zur See.

Sie wollen sich verkrichen.

Das Londoner Blatt „Daily News“ schlägt ernstlich vor, England solle nach deutschem Vorbild sich Handelsbootboote durch den Amerikaner Ford, den jetzt kriegerischen Friedensapostel, hauen lassen. — Das englische Blatt empfiehlt diesen Ausweg in der Erwägung, daß ein Handelsboot vor U-Bootgefahr verhältnismäßig sicher sei.

Allgemeine Kriegsnachrichten.

Türkische Erfolge.

Der türkische Generalstabsbericht macht folgende erfreuliche Mitteilung:

In der Gegend von Jellahie Artilleriekampf und gegenseitiges Infanteriefeuer. Südlich des Tigris rückte der Feind am 12. gegen unsere Flügel vor, aber seine beiden Anstöße wurden mit Verlusten für ihn

zurückgeschlagen. Am Nachmittag desselben Tages griffen zwei feindliche Bataillone nach heftiger Artillerievorbereitung unseren linken Flügel an. Dieser Angriff scheiterte gleichfalls an unserem Feuer.

Tardanklenfront: Offiziersaspirant Meinke griff drei feindliche Flieger an und brachte einen durch sein Feuer zum Absturz. Die Insassen des Flugzeugs, zwei englische Offiziere wurden gefangen genommen. Das Maschinengewehr des zerstörten Flugzeuges sowie drei Bomben wurden erbeutet.

Amerika für den Frieden.

Der Londoner Berichterstatter des „Secolo“ meldet, daß nach Nachrichten aus Washington in den Vereinigten Staaten anlässlich des Jahrestages Vincents überall Versammlungen für den Frieden stattgefunden haben.

Dem Pariser „Matin“ zufolge meldet Newhott Herald, der frühere Staatssekretär Wilsons, Erban, verfuhe bei den Behörden alles, um einen endgültigen Bruch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu verhindern.

Der Friedens-Ford wird kriegerisch.

Vom Generalsekretariat der Fordkonferenz im Haag traf an das dänische Fordkomitee in Kopenhagen ein Telegramm ein, daß Ford ab 1. März die Friedenskonferenz auflöse. Hierdurch wird die Meldung bestätigt, daß Ford seine bisherige Friedensarbeit aufgibt.

Ford will seine Automobilfabrik in eine Waffenfabrik umwandeln, aber nur für Amerika.

Kleine Kriegsnachrichten.

Am Dienstag sind von Holland die ersten Extrazüge nach Deutschland gefahren, um Steinkohlen zunächst für die holländischen Eisenbahnen zu holen.

Der russische Ministerrat genehmigte einen Gesetzentwurf, der die Frauen ermächtigt, richterliche Funktionen auszuüben, sofern sie im Besitze des Diploms einer Mittelschule sind. — Offenbar sind damit nur die Gerichtsschreiberfunktionen gemeint.

Außergewöhnliche Lichtverhältnisse.

Wie die Lügner sich herauszuwinden suchen.

In der „Adria“ hatten die Italiener das österreichische Spitalschiff „Elektra“ torpediert. Die Italiener behaupteten darauf,

daß die Torpedierung des Spitalschiffes „Elektra“ unter außergewöhnlichen Lichtverhältnissen, die die kennzeichnenden Farben nicht wahrzunehmen erlaubten, erfolgte. Ein Irrtum wäre um so eher möglich gewesen, als die „Elektra“ ohne die durch die Genfer Konvention vorgeschriebene Fahne fuhr.

Die Angabe, daß bei der Torpedierung der Elektra außergewöhnliche Lichtverhältnisse sich geltend machten, trifft insofern zu, als an dem kritischen Märztag um 10 Uhr vormittags außergewöhnlich schönes, heiteres und sonniges Wetter herrschte, das auf die normale Torpedolanzierdistanz den Charakter des Dampfes Elektra als Spitalschiff unbedingt zu erkennen gestattete. Die Behauptung, daß das Spitalschiff Elektra die Fahne der Genfer Konvention nicht führte, ist absurd. Sinegen ist es begreiflich, daß, wenn das Unterseeboot alle übrigen Abzeichen des 116 Meter langen Spitalschiffes nicht sehen wollte, es auch die Genfer Konventionsflagge nicht sah. Das Schicksal der verschiedenen Spitäler in der Gbrzer Gegend und der Bombenwurf auf das Marinehospital in Pola beweisen im übrigen zur Genüge, daß auch die augenfälligsten Abzeichen der Genfer Konvention die damit versehenen Baulichkeiten vor feindlichen Angriffen nicht zu bewahren vermochten, vielmehr daß der Feind es mit besonderer Vorliebe auf die Zerstörung dieser gut sichtbaren Ziele stets abgesehen hatte.

Wilson in der deutschen Falle.

Wie ein amerikanischer Gelehrter die Lage auffaßt.

Das „Journal de Geneve“ hat einen amerikanischen in Florenz lebenden Privatgelehrten, namens G. D. Herron, Verfasser zahlreicher Schriften über Christentum und Sozialismus, um seine Meinung betreffend den Abbruch der Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika befragt. Herron, der schon früher in einem bemerkenswerten Artikel auseinandergesetzt hatte, daß Wilson bei seinen Bestrebungen durchaus den Vorteil des Verbandes im Auge hatte, äußert sich nun wie folgt:

Wilson ist in eine Falle geraten, die ihm Deutschland schon seit Monaten gestellt hatte. Aber ebenso ist es klar, daß er nicht anders handeln konnte. Das ist das tragische Paradox der Lage. Deutschland hat gegenwärtig den Krieg gewonnen, einfach deshalb, weil es seine eigenen Verbündeten gewonnen hat, ja vollständig absorbiert hat. Ein einziger politischer Block, der vielleicht nicht homogen, aber doch kompakt ist, reicht von Hamburg nach Bagdad, und niemals mehr kann ihn ein innerer Zerlegungsprozeß ins Wanken bringen. Das will man nicht begreifen. Die Aufzuchtung der

Welt Hegemonie Deutschlands ist gesichert, und dieser Friede ohne Sieg ist ein viel größerer Sieg, als ihn je ein anderes Reich davongetragen hat, weil er alle Aussichten hat dauernd zu sein: dieser Sieg sichert Deutschland den dauernden Frieden, die paz germanica, nach der es strebt. Es sagt, daß es auf seine Kriegsziele verzichtet und hat doch schon die wesentlichen erreicht. Deutschland kann sich edelmütig zeigen, auf Belgien, ja selbst auf Elsaß-Lothringen verzichten. Das alles sind Kleinigkeiten dem gegenüber, was es schon erreicht hat. Wie



Abendstunde

Unterhaltungsbeilage zur
Weißeritz-Zeitung (Amtsblatt)

Fein gesponnen.

Eine Erzählung vom Balkan von Adolf Flachs.

11) (Nachdruck verboten.)
Staffidi war guter Dinge. Nur zeitweilig überfiel ihn eine Furcht, das Spiel könnte entdeckt werden; oft befahl ihn auch Reue, die schüttelte er aber leicht ab. Wer hat ihn auf den Gedanken des zwar lustigen, aber auch infamen Streiches gebracht? Toporeanu! Er ist der Urheber, er hat das größte, ja das einzige Interesse an der Sache, darum mag er auch die moralische Verantwortung tragen, sich gefälligst von seinen eigenen Vorwürfen peinigen lassen. Wenn er, Staffidi, es recht erwäge, ist er selbst im Grunde das Opferlamm, — er hätte in erster Linie unter der Entdeckung zu leiden, und der Lohn für das Zittern und Bangen sind vorläufig ein paar Hundert lumpiger Franken. Vielleicht wird er freigiebiger, wenn er erst eine reiche Frau heimgeführt hat. Es wird ja in seinem Interesse liegen, daß ich recht weit von hier, etwa in Paris, mein Lager aufschlage. —

Der Untersuchungsrichter machte im Hause Ciuspescu seinen ersten Besuch. Madame Zoe bedauerte lebhaft, daß ihr Gatte gerade abwesend sei. Marişa ergriff mit Freuden die Gelegenheit, aus berufener Munde die Wahrheit über den Stand der Calinschen Angelegenheiten zu hören. Der Untersuchungsrichter, ein Mann mit sanftem Blick und weicher, warmer Stimme, sprach leise, langsam, eindringlich. Er baute sein Anlagensystem bedächtig auf und ließ dabei ein großes Maß von Sympathie für Calin durchschimmern. Er sprach wie ein kluger, milder Greis, der die Schwächen der menschlichen Natur kennt und begreift, und für jeden Schritt abseits vom Wege des Guten einen erklärenden, entschuldigenden Grund anführt. Er war von der Richtigkeit seiner Auffassung des Falles Calin fest überzeugt, und das Klang aus jedem seiner Worte hervor, das zeigte sich auch in seinem Blick, seinem Mienenspiel. Und so traf er, ohne es zu ahnen, mit jedem Worte in die Seele des jungen Mädchens. Marişa hatte anfangs Einwände gefunden, dann war sie stumm geblieben, regungslos nahm sie jedes Wort in sich auf.

Als der Gast sich zum Gehen anschickte, konnte sie seinen Gruß nur mit Mühe erwidern. Tonlos kam es von ihren Lippen:

„Es war mir ein Vergnügen!“

Der Mutter krampfte sich das Herz in tiefem Schmerze zusammen, als sie ihre geliebte Marişa unter der Enttäuschung förmlich niederbrechen sah; aber sie tröstete sich: das geht vorbei, es ist schmerzhaft, aber auch notwendig, wie bei mancher Krankheit die rettende Operation.

Der erste Schmerz wurde bei Marişa durch eine sich einschleichende Teilnahmslosigkeit gemildert. Sie vermied jetzt niemanden, nicht den Vater, nicht Marişa: alle Menschen waren ihr gleichsam in den Hintergrund entrückt. Einige Tage ging sie wie eine Nachtwandlerin umher. Nach und nach erholte sie sich von dem furchtbaren Eindruck, den die überzeugungsvollen Worte des Untersuchungsrichters hinterlassen hatten. Sie hatte nur noch Interesse für ihre Bücher. Tag und Nacht konnte man sie an ihrem Schreibtisch in Studien vertieft sehen. Die Mutter beobachtete Marişa sehr scharf und versuchte es auf weiten Umwegen und

langsam, in ihr das Interesse an der Außenwelt wieder zu erwecken. Und es gelang ihr auch teilweise. Freilich, so lebhaft und rege war der Anteil an den äußeren Vorgängen nicht wie früher.

Einmal konnte Madame Zoe es sogar schon wagen, nach langer Zeit mit Marişa von Toporeanu zu sprechen, indem sie dabei andeutete, wie sehr der arme junge Mann darunter leide, daß einige unter seinen Bekannten, an deren Meinung ihm so viel liege, des irrigen Glaubens seien, er hätte Calin im Duell erschossen wollen; Toporeanus sehnüchtiger Wunsch sei es, auch Marişa über die Sachlage Aufklärung zu geben.

Marişa schwieg. Sollte sie ihm vielleicht Unrecht getan haben? Vielleicht. — Wer kann mit Bestimmtheit sagen, was auf dem Grunde einer Menschenseele liegt. Sie überlegte und sagte darauf:

„Wenn es ihm das Herz erleichtert, mag er kommen.“
Und Toporeanu kam.

Als er Marişa wieder sah, befahl ihm eine aufrichtige Traurigkeit. Er fand nicht mehr die lebenslustige Marişa mit den in Jugendglanz und Uebermut leuchtenden Augen, ein im Schmerz der Enttäuschung gereiftes, blaßes Weib stand vor ihm, mit einem melancholischen Zug um den festgeschlossenen Mund. Und wie schön sie geworden war! Sie strahlte nun vollendete Ruhe aus, eine Reinheit der Seele, die ihn ganz einschüchterte. Fast wäre er vor ihr auf die Kniee gesunken und hätte ihr gestanden, welch ein erbärmlicher Geselle er ist, und hätte sie um Vergebung, um Nachsicht gebeten. Sie sah es ihm an, wie schwer es ihm ward, den Ton zu finden. Der hat wohl viel zu bekennen, dachte sie und bat ihn, Platz zu nehmen.

Er sagte sich. Etwas Wunderbares vollzog sich in seinem Innern. Er fühlte, daß er zu Marişa wahr und offen sprechen mußte, er konnte ihr heute nicht mit einer Lüge kommen. Und mit gesenkten Blicken brachte er das Gespräch auch auf den Zweikampf. Seine Stimme zitterte, als er ihr sagte, wie er in jenem verhängnisvollen Augenblick, da Calins verächtlicher, höhnischer Blick ihn getroffen hatte, eine teuflisches Verlangen gefühlt habe, den Gegner, der ihm sein Lebensglück zu zerstören drohte, niederzuschleifen, zu töten! „Verachten Sie mich, verdammen Sie mich!“ Er schwieg und erwartete seinen Richterspruch.

„Verachten, Verdammen?“ sagte Marişa, den Kopf leicht wiegend. „Wer hat im Grunde ein Recht, sich zum Richter einer menschlichen Handlung zu setzen? Nein, ich will Sie nicht richten, aber ich bedauere Sie, daß Sie Ihre Leidenschaft, Ihr heißes Blut so wenig zügeln können. Das muß man eigentlich lernen, wenn man mitten im Leben steht wie Sie.“

Marişa hatte ihn nicht fortgejagt? Sie verdammt ihn nicht? Sie spricht freundlich und milde zu ihm? Marişa Ciuspescu verflucht ihn und verachtet ihn nicht? Ja, träumte er, oder war es Wirklichkeit? Er fuhr sich mit der Hand über Stirn und Haar und blickte auf; da sah sie ja lebhaftig vor ihm mit dem stillen, versöhnenden Lächeln, das ihr Anblick verklärte; ihrer Augen Feuer, wie durch einen Flor gemildert, leuchteten matter als sonst und erzündete in Toporeanus Herzen die lange verhaltene, von

Ehrgeiz und Strebertum unterdrückte Blut, in hellen Flammen loberte plötzlich die Liebe zu diesem herrlichen Mädchen auf. Er stürzte zu ihren Füßen und stammelte leidenschaftlich erschüttert:

„Marika, herrliches Mädchen! Vergeben Sie mir! Ich kann nicht anders! Ich bin nicht Herr meiner selbst; ich muß es Ihnen sagen, daß ich Sie liebe. Mit jeder Faser meines Herzens liebe ich Sie, und ich kann nicht leben, wenn ich Sie nicht sehen darf. Gestatten Sie mir, Sie ab und zu zu sehen. Sie zu bewundern. Ihre Nähe macht mich auf und rein wie ein Kind.“

Er blickte sie mit Verzückung an: sein Gesicht war gerötet, und die Augen funkelten unheimlich. Ein Schauer erfaßte Marika. Sie erhob sich rasch und reichte ihm die Hand.

„Nur Maß halten! Freilich predigt man da tauben Ohren, wenn das Wort so mächtig spricht. Ich habe in den letzten Wochen Vieles begreifen gelernt,“ bemühte sie sich rasch und viel zu sprechen, um sich aus der für sie so peinlichen Lage zu befreien.

„So oft Sie das Bedürfnis nach Aussprache haben, sollen Sie willkommen sein. Herr Toporeanu! Nur nicht so stürmisch,“ lächelte sie gezwungen. „Sie sind noch so jung! Ich staune über mich, wie ich gealtert bin in der Seele. Es war ein kurzer Frühling, recht stürmisch, die Blüten waren über Nacht verwelt. — Ich werde sentimental,“ sagte sie bitter.

„Es war nur der Vorfrühling, Fräulein Marika.“
Sie fiel ihm rasch ins Wort: „Ach Gott, geben Sie sich keine Mühe, mich zu trösten, es ist vorbei, aber wir wollen doch auf Ihre Frage zurückkommen: ob Sie mich sehen können, nicht wahr? Immer, so oft Sie etwas zu sagen haben.“

„Ach danke Ihnen, Fräulein Marika,“ flüsterte Toporeanu. Er schloß die Hand und entfernte sich bald darauf.

Wie betäubt blieb er auf der Gasse stehen. Die eiskalte Dezemberluft brachte ihn zu sich. Er machte ein hoffärtiges Gesicht. War es derselbe Toporeanu, der sich mit Staffidi, diesem verkommenen Menschen, verbunden hatte gegen einen ehrenhaften Mann vom Schlage Calins? „Na, mein Gott!“ schlug er sich vor die Stirn. „Wozu war das nötig? Es wäre ja ohne diese Intrigen gegangen: Marika ist ihm ja so gut und Calin gar nicht sein Nebenbuhler. Er hat Geschenke gesehen. Wo könnte er jetzt das alles unaeschehen machen, um sich Marikas Gunst würdig zu zeigen? Gar nichts war zu machen. Wenn er als ehrlicher Mensch handeln wollte, müßte er von hier aus sofort zum Untersuchungsrichter und sich ihm ausliefern. Diesen Mut besitzt er nicht. Denn was erwartet ihn? Es muß also dabei bleiben. Wie die Dinge jetzt stehen, ist kein Grund vorhanden, daran etwas zu verändern. Gutmachen kann er das Geschehene nicht mehr, aber er gelobt sich, von jetzt ab so zu handeln, daß er Marikas Freundschaft wert sei.“

Toporeanu erschien jetzt öfter bei Ciuzbescu. Marika blieb sich in Stimmung wie in ihrem Verhalten zu Toporeanu ziemlich gleich. Ichien, sich aber doch an seine Besuche allmählich zu gewöhnen: als er eines Tags fortblieb, fiel es ihr auf und sie ließ sich nach dem Grunde erkundigen. — Die Antwort war, er habe augenblicklich dringende Arbeit.

Herr Ciuzbescu fand bei seiner Rückkehr das Verhältnis zwischen Marika und Toporeanu freundschaftlicher, als es ihm anaemohm war. Er sprach mit Staffidi darüber: dieser riet dem Onkel, in keiner Weise den Stand der Sache zu beeinflussen: nach den seelischen Erreugnissen, die Marika durchgemacht hat, darf man nicht einreisen, wenn sie sich mit Toporeanu unterhält. „Ich habe in die Hoffnung nicht aufgegeben, daß sich das Dunkel klären und unser armer Calin wieder frei wird.“

Herr Ciuzbescu gab dem Neffen feuchend Recht. Anwickeln bereitetete sich in den vornehmen Gesellschaften das Gerücht, Marika sei im Stillen mit Toporeanu verlobt.

In der Strada Berzei, in welcher auch Toporeanu wohnte, trieb sich seit einiger Zeit viel Zigeunervolk herum. Bald war es ein Schmied, der, nach Arbeit fragend, von Haus zu Haus ging, bald ein hübsches, junges Mädchen, das in jubringlicher Zigeunerart ihre Blumen anbot, dann kam ein andermal ein altes Weib, das wahr-

jagen wollte. Dem Polizeiergeanten, der für die Ordnung und Sicherheit in dieser Straße zu sorgen hatte, fiel das plötzliche Erscheinen so vieler Zigeuner auf; er packte jetzt auf, denn er vermutete, die schwarze Gesellschaft beabsichtige einen Diebstahl in größerem Stile: der Sergeant irrte, die ganze schwarze Gesellschaft handelte im Auftrag der Baba Rachira, die mitunter auch höchst persönlich an der Arbeit teilnahm.

Es handelte sich für die alte Zigeunerin bloß darum, über des Herrn Toporeanus Leben und Treiben genau unterrichtet zu sein. Und sie hatte auch allmählich allerlei erfahren, aber beizriedigt war ihre Neugier noch lange nicht. Da brachte ihr eines Abends das hübsche Zigeunermädchen sehr interessante Nachrichten: Das Mädchen hatte mit dem Diener Mihai Freundschaft geschlossen. Da Toporeanu sich in einer wichtigen Prozeßangelegenheit für mehrere Wochen nach Jassy begeben hatte, so langweilte sich Mihai, und er ließ sich von seiner jungen Freundin verleiten, Baba Rachira zu besuchen. Die Alte holte aus dem geschwägigen Mihai alles heraus, was er wußte.

„Wenig, sehr wenig,“ dachte Baba Rachira. — „Was soll ich mit den paar Broden anfangen? — Calin — königlich rumänisches Gefängnis — den Geigner entfernen — das Buch ist wirklich interessant. Aber freilich, ich bin eine alte dumme Frau. Muß der gerade nach Siebenbürgen fahren, wenn man ihn dringend braucht,“ murmelte die Alte verbrießlich.

8. Kapitel.

Nach dem Auftritte mit Madame Zoe fuhr Martha zu Schumanns: sie fand die herzlichste Aufnahme, wie sie auch nicht anders erwartet hatte. Am nächsten Morgen schrieb sie an ihre Mutter. Der Brief war ausführlich: er schilderte nicht nur die Ereignisse, die sich vor ihren Augen und hinter den Kulissen abspielten, sondern auch die Gedanken und Stimmungen der Schreiberin selbst. Als sie den Brief durchlas, fiel es ihr auf, daß der Name Kifirik gar zu oft erwähnt war. — Sie lächelte und errötete. Sie wollte den Brief zerreißen, einen anderen schreiben, aber nein, warum Verstecken spielen, sie wird es doch der Mutter sagen müssen, ihr süßes Geheimnis, vielleicht schon recht bald. — Kifirik blickt sie immer so fragend an und deutet darauf hin. — Heute oder morgen kann er an sie herantreten und offen fragen: „Bist du, Martha?“ „Ja, ich will,“ werde ich mit tausend Freuden antworten! — Aber Mama wird nicht wollen; es wird einen schweren Kampf geben. Sie wird mich in der Fremde nicht lassen wollen für immer. — Was hatte doch Baba Rachira gleich gesagt? „Hüte dich vor einem jungen Mann mit rotem Haar!“ — Das ist wohl der saubere Herr Staffidi, der neulich die Unverschämtheit besessen hat, um eine Unterredung mit mir zu bitten. Nun, die Warnung hätte die Alte sich ersparen können, den habe ich bald durchschaut! „Du hast hier einen jungen Freund, dunkelhaarig,“ hat Baba Rachira noch gesagt. „Die Liebe wird plötzlich aufblühen.“ — O, darin hat sie Recht behalten. — Kalte Tränen des Schmerzes? — Gewiß, über Calin, über die arme Marika, wahrscheinlich werde ich auch über mein Schicksal weinen müssen. — „Warme Tränen der Freude“; dann kommt der Tag der Reise über die Grenze. — O, wäre er doch schon da!“

Von ihrer Mutter hatte Martha die Antwort erhalten, sie solle bis auf weiteres bei Schumanns bleiben, unter keinen Umständen zu Ciuzbescu zurückkehren. — Das wird sie gewiß nicht tun. Marika hatte es nicht einmal gewagt, diesen Vorschlag auch nur anzudeuten. Die Mädchen standen in regem Briefwechsel, mitunter kam Marika, sie zu besuchen.

Von Marikas Mutter war wieder Nachricht gekommen, sie habe sich endlich einen Urlaub erwirkt und werde in den nächsten Tagen in Bukarest eintreffen, um Martha abzuholen und wieder nach der Heimat zu bringen. Martha jauchzte. Sie hatte ihre Mutter schon lange nicht gesehen. Dann aber legte es sich wie ein Reif auf ihre warme Freude. — Bukarest verlassen?

(Fortsetzung folgt.)

Jörg Baldauf und die Fahne.

Von Leutnant d. L. F. Schröngamer-Heimdal.
(Nachdruck verboten.)

Nur ein Zeichen ist's, ein Sinnbild, die Fahne. Aber Sinnbild des Höchsten und Heiligsten, zu dem die Blüte der Jugend schwört: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!“ Das Liebste, das sie haben, verschwören sie an dieses Zeichen: Leib und Leben, Gut und Blut, in Treue und Gehorsam, in selbstloser Hingabe an das Vaterland.

Die Fahne, die ich meine, ist heute hundert Jahre alt, so alt wie das Regiment, dem sie zugehört. In hundert Jahren haben je tausend neu zu ihr geschworen, hunderttausend Treueide, hunderttausend Schwurhände — den sich an dem schlanken Schaft mit den Silberringen, darauf je ein Heldenname steht,*) auf zu der zerfetzten, verschossenen Seide mit dem blau-weißen Wappen und dem thronenden Goldlöwen darüber.

Seht die Fahne! — Ist es nicht, als rauschte ein Jahrhundert aus ihr mit allem, was sie geschaut und erlebt? Heilige Schauer rieseln aus ihr hernieder zu den Zehntausenden, die einst zu ihr geschworen und die heute wiedergekommen sind, um sich erneut um sie zu scharen am hundertsten Gedenktage des Regiments.

Voran stehen die Veteranen, die Helden von 66 und 70, einst jung und sehnig, heute grau und gebeugt. Aber jetzt kommt die Fahne. Wie straffen sie sich, wie leuchten ihre Augen! Dahinter reihen sich die Jüngeren, Jahrgang um Jahrgang, Tausend um Tausend. Und die Augen der Zehntausende blicken dem einen Ziele zu, der Fahne, die im Wirbel der Trommeln vor dem großen Regimente steht. Kein einziges Meineidsauge ist unter den Zehntausenden — ein Sinn, ein Wille, eine Pflicht, eine Treue und eine restlose Hingabe!

Auf dem Zaune hinter der Zehntausendschar reckt sich eine Jungengestalt, um auch das Zeichen zu sehen, zu dem diese alle geschworen, in dessen Schatten sie heute Schwurernerneuernd feiern.

Jetzt senkt sich die Fahne, die goldstarrten Gefechtsbänder klirren, und der Junge liest die seltsamen Namen darauf: Plozk, Ostrolenka, Bar-sur-Aube, Arcis-sur-Aube, Wörth, Sedan, Orleans, Paris.

Und auf einmal versteht der Junge, warum so viele heute aus nah und fern zur Fahnenfeier gekommen sind. Du weißt ja, Jörg Baldauf, aus der Geschichte, was diese Namen bedeuten, Plozk, Ostrolenka — du siehst den weißen Tod auf Rußlands Eisfeldern, du siehst die Tausende, die unter dem Banner damals dahinstarben. Von 30 000 Bayern kehrten nur mehr 300 in die Heimat zurück. Aber von diesen steht heute keiner mehr unter diesem Zeichen: nur ihr Heldengeist weht noch aus der Fahne, und ihre Schwurhände sind immer noch und unvergänglich zu ihr emporgestreckt: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!“

Wörth, Sedan, Orleans, Paris! Von den Eisfeldern Polens flattert die Fahne nach den sonnigen Nebenhügeln Frankreichs, und wieder sinken Hunderte unter ihrem Zeichen in den Tod der Treue. Siehe, kaum ein Ort im schönen Bayernlande ist, aus dem nicht einer zu der ehrwürdigen, kugelzerfetzten Fahne geschworen hätte in diesen hundert Jahren.

Und da weiß es der junge Gymnasiast auf dem Zaune, warum ihm von der Fahne her so heilige Schauer zuwehen, daß ihm die Wangen plötzlich erglühen, daß sich ihm die Hand wie von selbst zum Schwur hebt, zu diesem heiligen, todumwitterten Zeichen des Vaterlandes, der Bayerntreue.

Benige Wochen später. — Trommelwirbel hallen durch die Straßen, ein Weltgewitter steht am Himmel. Die Leute schreien Hurra, die Jungen jubeln, die Frauen erblicken und weinen ob dem schrecklichen, unerwarteten Worte: Krieg! Bahnzüge donnern durchs Land mit unzähligen, kostbaren Frachten jungen Heldenblutes, — die gedienten Söhne des Vaterlandes, die überraschten Feinde.

*) Wer mit der Fahne in der Hand tödlich verwundet wird, dessen Name wird in einem silbernen Ringe am Fahnenstange eingegraben.

Landes ziehen allerorts jauchzend und singend zu ihren Fahnen.

Und ein Ungedienter, ein ganz Junger, eilt auch zu seiner Fahne, der er an einem Julitag auf dem Zaun hinter den Zehntausenden schon heimlich zugeschworen. Als erster von den vielen, die sich in diesen Tagen freiwillig ins Jubelregiment einreihen ließen, stürmt er in die Regimentskanzlei und bittet: „Nehmt mich mit! Bitte, nehmt mich mit!“

Der Adjutant mustert ihn eine Weile. „Wie alt?“ — „Siebzehn!“ — Ja, das sieht man. Schmal und aufgeschossen: eine richtige Schulpflanze ist er noch, der Jörg Baldauf. Aber seine Rippen sind verkniffen und bekunden ein eisernes Wollen, und seine Augen leuchten in dem heiligen Feuer, das von der Fahne vor wenigen Wochen in seine Seele geströmt, von der nämlichen Fahne, unter der sich das Feldregiment jetzt sammelt, um in den nächsten Stunden schon hinauszuziehen wider einen der vielen Feinde, die Deutschland nun verderben wollen.

So wird Jörg Baldauf trotz seines jugendlichen Alters als Kriegsfreiwilliger aufgenommen. Und nach einer Woche schon, während draußen in Lothringen die Fahne von Sieg zu Sieg getragen wird —, übt daheim im Standorte eine neue, fahnenlose Truppe, das Regiment der Kriegsfreiwilligen. Aber bereits nach kurzer Zeit kommt auch für sie der große Ehrentag, die Stunde, in der auch sie der hundertjährigen Fahne zuschwören.

In Flandern, hinter der Gefechtsfront des Regiments, wo das Ersatzregiment vollends feldfertig ausgebildet wird, verliest der Offizier vor der durch neue Schlachten getragenen Fahne die Stabung des Fahneneides:

„Ihr sollt schwören zu Gott dem Allmächtigen einen körperlichen Eid, daß ihr dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten König und Herrn Ludwig III., unserem allergnädigsten Kriegsherrn, treu dienen, Allerhöchstdessen Wohl nach Kräften fördern, alsdann allen Vorgesetzten den gebührenden Respekt und Gehorsam leisten, deren Befehle ohne Widerrede und unbedroffen vollziehen, im Kriege wie im Frieden, zu Wasser und zu Land, bei Tag und bei Nacht, auf Marschen und Wachen, bei Belagerungen, in Stürmen und Schlachten, überhaupt bei allen Gelegenheiten, euch als tapfere und treue Soldaten erweisen, eure Fahne niemals treulos und meineidig verlassen, vielmehr sie stets mutig verteidigen und nach Vorschrift der Kriegsgesetze euch jederzeit so benehmen wolle, wie es ehrlicher Soldaten geziemt. Auch schwört ihr, im Kriege den Befehlen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers als Bundesfeldherrn unbedingt Folge zu leisten!“

Die Freiwilligen nehmen den Helm ab und erheben die Schwurhand:

„Ich schwöre, daß ich alles dasjenige, was mir soeben vorgehalten worden, und ich wohl verstanden habe, getreu befolgen will, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!“

Der Schwur verhallt über den hochgestreckten Händen, über den blickenden Jungenaugen, die auf einmal so männlich und entschlossen, so ernst und tief auf das heilige Zeichen blicken, daß man merkt, Schwur und Tat sind eins, koste es, was es wolle!

Ein Aufatmen geht durch sämtliche Besatzungen der Schützengräben an der Front in Flandern, die sie seit Monaten gegen eine Uebermacht gehalten: Morgen geht's zum Angriff!

Morgen gibt's einen freien und frischen Sturm! Morgen, denkt ein jeder, morgen!

Ob's wahr ist? — Ja, es ist so!

Schon beim Morgengrauen entfalten sie im Unterstand des Bataillonsführers die Fahne. Ein brauner Sergeant trägt sie. Raunend geht die Kunde von der entfalteten Fahne von Graben zu Graben: „Die Fahne ist da! Die Fahne!“

Und dann geht ein Hornsignal von Graben zu Graben: Zum Sturm vorwärts!

Jörg Baldauf ist der erste auf der Brustwehr; wie eine Lavine brandet es jetzt feldgrau aus Graben und Graben, während die Hörner in einem fort das Sturmsignal gellen.

Jörg Baldauf's Auge sucht die Fahne. Da, da flattern die Seidensegen in der Dämmerung, umbrüllt vom

Hurra! Hurra! Hurra! Jörg Baldauf stürmt dicht neben der Fahne mit geisterhaften und weit aufgerissenen Augen; Granaten heulen und bersten, die Luft ist ein einziger Wirbel von Stößen, Splintern, Pfeifen und Menschenschreien.

Der Sergeant liegt; die Fahne sinkt. Jörg Baldauf hat sie in Händen und stürmt weiter: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!“

Jörg Baldauf liegt mit der Fahne. Auf! Auf! Jörg Baldauf hat keine tragenden Füße mehr. Er liegt hingewälzt vom Maschinengewehr; der Fahnenstift ist entzwei! —

Mit letzter Kraft vor dem Verbluten rafft er das Fahnentuch zusammen und birgt es am Herzen unterm Waffenrod.

„So wahr mir Gott helfe! ... Niemals treulos verlassen, bei Tag und bei Nacht, in Stürmen und Schlachten ...“ ist der Sippen letztes Murmeln.

So finden sie ihn nach dem Sturme, das Fahnentuch am Herzen, lächelnden Angesichts, blutig und bleich, kalt und still.

Die Stelle, wo der Schaft entzweigeschossen, hält jetzt ein silberner Ring zusammen, und auf dem silbernen Ringe steht: Jörg Baldauf. 1915.

* * *

Fahne, heiliges Sinnbild, wann wird wieder ein Silberring deinen Schaft umschmiegen? Hundertjährige, wen wirst du in wieder hundert Jahren mit Schauern erfüllen, Heilige, wenn wieder Hunderttausende dir neu zugeschworen haben: „... So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!“

Der Häusl-Sepp.

Von F. Schröngamer-Heimdal.
(Nachdruck verboten.)

Einer um der andere kehrt jetzt heim in Urlaub. Aus den Bogenen, aus der Champagne, von Arras und Flandern her kommen sie, voll Bart und nimmer zu erkennen. Und abends, wenn die Arbeit gar ist, treffen sie sich im Bräuhaus: wenn es schön ist, sitzen sie im Garten, und wenn es regnet, am Ofentisch in der Wirtsstube.

Gestern kommt einer daher, ein ganz Wildbartiger; die Haare hat er schon griesgrau, gerade wie der Waffenrod. Kommt auch soeben aus dem Schützengraben und vom Auto. Geht in die Bräustube und setzt sich an den Ofentisch, als wäre er gestern erst das letztmal dagewesen. Man sieht vom Gesicht des wildbartigen Gesellen nichts als zwei tiefliegende funkelnde Augen, unterm Helmrand kauft ihm eine breite Narbe über die Stirne, und unterm Bart flirren und blitzen das Eisene Kreuz, das Verdienstkreuz und die Tapferkeitsmedaille. Dabei ist er nicht einmal Geseiter.

Die Bauern am Ofentisch haben einen Blick auf den Kunden. Keiner kann erraten, was er für einer ist und wem er etwa angehört in der Gemeinde; es sind ja zu viele draußen.

Aber der Kriegsmann setzt sich ganz einfach mitten unter sie und beginnt zu plauschen, als ob er von einer lustigen Kirchweih käme, und nicht vom Krieg. Wie er merkt, daß ihn keiner mehr kennt, hat er erst recht seinen Spaß mit den Leuten.

„Reutbauer,“ läßt er seinen Nachbar gleich an, „hast d' die zwoa Dechsl no, die so gscheit san wie du?“

„Die zwoa Dechsl?“ wundert sich der Reutbauer. Es fällt ihm ein, daß er vor zwei, drei Jahren so gescheite Dechsl gehabt. Aber der Wildbart hat schon einen anderen in der Reizen.

„Habermannndl,“ sagt er, „is bei ent dahoam d' Hirgstsupp'n jetzt no' alleweil so blau wie a g'frörter Kartoffel? Denk dir, amal im Granatfeuer fällt mir d' Hirgstsupp'n ei'. und da hab i hellauf lachen müssen. So lang hab i glacht, bis sie 's Feuer eingstellt habn zwegn deuer Hirgstsupp'n!“

Der Habermannndl ist ganz erschrocken. „Was bist denn du eigentl' für oaner?“ will er fragen. Da langt aber der Urlauber schon nach dem Schnupftabaksglas vom Weber-

girgl. Dieser ist als Geizhals bekannt, der einem nicht einmal ein Prischen Tabak gönnt.

„Hab i d' Franzosen schnupfen lassen, derstt mi' du aa schnupfen lassen!“ sagt er zu ihm. „Und wenn du an' arma Teufel a Maß Bier zahlen willst, Girgl, kimmst no' lang net von Haus und Hof!“

„Ja, bring' eahm a Maß, Bräuin!“ stottert der Girgl und ist froh, daß er nicht zwei zahlen muß. So läßt der Wildbartige einen um den andern durch. Er kennt alle ganz genau und ihn kann doch keiner erraten. Der Röggerhub' ist er nicht und der Mühlwastl ist er auch nicht. Und sagen tut er es schon gar nicht, was er für einer ist. Nicht einmal die Bräuin, die ihm fünf Maß Bier verpricht, bringt es heraus.

„Fragt's nur d' Franzosen,“ sagt er, „die kennen mi' besser wie iss!“

„Aber von unserer G'moa bist?“

„Sunst waar' i ja net da!“

Wie sie so raten und reden, geht die Türe auf und ein altes Weiblein, ganz zusammengekrümpt, setzt sich hinten an den Handwerksburschentisch.

„Was kriegst denn, Häuslannamir!“ fragt die Bräuin. „A Kracherl, gelt?“

„Ja, a Kracherl!“

Wie der Wildbartige „Häuslannamir!“ hört, gibt es ihm einen Riß. Nachher dreht er sich langsam um und schaut auf das alte Weiblein, lang, lang —

Den Gästen will schier ein Licht aufgehen, wer der Wildbartige sein könnte; der Häuslsepp könnte es sein, der Wildschütz, der bei keinem Bauern gutgetan hat!

Und dann sagt er, als ob nichts wäre: „Geh, Mutterl, sitz nur her zu mir! Und du brauchst di net schaama mit mir, da schau her!“

Dabei schlägt er den Bart hoch, daß die Kriegsorden nur so funkeln.

Das alte Mutterl weiß nicht, wie ihm ist. Aber da trägt es der Feldgrau schon zum Ofentisch herüber und setzt es neben sich. Und zu der Bräuin sagt er: „Bring an' Wein, aber den besten, daß ma' 's Wiedersehen feiern können! Und an' Eierschmalz machst ihr aa, der Häuslannamir, mei'm guatn Mutterl!“ —

Die anderen Gäste trinken aus und gehen. Sie fühlen, daß sie bei den zweien überflüssig sind. Der Reutbauer schiebt ihnen beim Gehen noch einen Taler hin und draußen sagt er zu den anderen: „Recht wissen ma' 's, was 's für oaner is!“

„Ja,“ sagt der Webergirgl, „und taug'n tuat er aa was jetzt! Ueber den hat der Krieg kemma müass'n, daß er 'was wor'n is!“

„Ja, wie guat is der Krieg für oft oan'!“

Haus und Hof.

Bodentätigkeit und Bodenbakterien.

nb. Der Boden, diese anscheinend tote Masse, ist in stetiger langsamer Umwandlung begriffen. Diese Umwandlung ist auf die Lebetätigkeit kleiner Organismen, der Bodenbakterien, zurückzuführen. Unbekannt ist beispielsweise die vorzügliche Wirkung, die der Frost auf die Fruchtbarkeit des Bodens auszuüben imstande ist. Er bewirkt nicht nur die Krümelung der Bodenteile, sondern unterstützt sehr wirksam die Verwitterung der im Boden vorkommenden Steine. An der chemischen Umwandlung der Bodenmasse beteiligen sich namentlich die Kohlensäure, der Sauerstoff und das Wasser. — Die neueren Forschungen haben über die Tätigkeit der Bodenbakterien und ihren Einfluß auf die Pflanzenernährung Aufklärung gebracht, und dadurch auch die wissenschaftliche Begründung für viele Maßnahmen gegeben, die die praktische Landwirtschaft, unbekümmert um die Erklärung der Ursachen, schon lange geübt hat. So wissen wir heute, daß die Ueberführung des organischen Stickstoffes in Ammoniak und dieses in Salpetersäure das Werk von Bakterien ist, und daß andere Bakterien imstande sind, den Luftstickstoff aufzunehmen und den Pflanzen zuzuführen. Auch andere, das Pflanzenwachstum fördernde Vorgänge im Boden sind auf die Tätigkeit der Bakterien zurückzuführen. Es muß daher die Aufgabe eines vernünftigen Landwirtes sein, das Gedeihen und die Vermehrung der Bakterien im Boden zu fördern.